

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 51 — Sonntag (4. Advent), den 20. Dezember 1935

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Unter dem Stern von Bethlehem im Erzgebirge



Und wieder leuchten die Adventsterne aus den Hütten und Häusern unseres Erzgebirges, das nahe Christfest uns zu künden. Ist's nur ein schöner Brauch, daß wir um die Weihnachtszeit solche

Sterne anzünden, oder ist's vielmehr aus tiefem religiösen Empfinden heraus, welches uns Grenzbewohnern eigen ist, daß wir solches tun? Ein frommes Brauchtum ist's aus alter Zeit, aber die Gewohnheit läßt uns Menschen oft den tiefen Sinn vergessen. Da laßt uns einmal unser Bild betrachten. Des Künstlers Hand hat hier eine Zeichnung geschaffen aus sehr ernstem Anlaß, zur Errichtung eines Gedenksteines an einen, der im Morgenrot unserer Freiheit sein junges Leben lassen mußte. Da war auch ein Stern aufgegangen, der Stern der Freiheit aus Nacht und Not über Heimat und Vaterland. So in ganz anderem Maße damals, als die Welt noch in Banden lag und nicht einer war, der vor Gott bestehen konnte, um deswillen uns Gott die Freiheit hätte schenken können. Die Liebe und das Erbarmen Gottes waren um uns, als der Stern von Bethlehem am Himmel angezündet wurde. Er sollte uns künden, daß der Erlöser uns geboren werden sollte.

„Christus, der Retter ist da . . .“, so singen wirs im frommen Weihnachtslied nun und blicken gar fröhlich zu den Adventsternen hinauf, die uns aus dunkler Nacht jetzt überall entgegenleuchten. Und die Hirten auf den Feldern vor Bethlehem haben diesen Stern schon gesehen, den Weisen aus dem Morgenlande zog er voran — er leuchtet am Himmel der Christenheit nun schon 1936 Jahre, leuchtet noch heute auch über unserm Erzgebirge. Er gehört zu unserem Weihnachtserleben wie das Schnitzen und Basteln in den erzgebirgischen Stuben Weihnachten naht — so künden es uns die Adventsterne im Erzgebirge, und sind doch nur ein Bildnis jener Sterne, die allabendlich Gottvater anzündet am weiten Himmelsdom, um uns seine Nähe zu künden auch in dunkelster Nacht. Nichts sehen wir von ihm als seine Wunder droben am Himmelszelt, das aber sind die Lichter der Hoffnung und des Glaubens für jeden Menschen, der Gott sucht . . . Hier in den Sternen findet er den Weg zu ihm und fühlt zugleich die tiefe Ohnmacht, in der wir Menschen erkennen müssen, daß wir ohne „Ihn“ nicht sein können. Was wären wir ohne „Ihn“, ohne seine Gnade — was wären wir ohne den Stern von Bethlehem, der uns die Geburt unseres Heilandes kündet, — von dem wir wissen, — daß Niemand zum Vater kommt, denn durch Ihn. Er ist der Weg, die Wahrheit

und das Leben, — das dürfen wir nicht gedankenlos nachplappern, sondern sollten ein jedes dieser Worte tief in uns bewegen, wie Mutter Maria die Worte in sich bewegte, die zur Adventszeit der Engel zu ihr sprach. Christus ist eine Tatsache, mit der ein jeder von uns Menschen zu rechnen haben wird — Der Weg zu ihm aber führt natürlich nur durch den Glauben. Mit Menschenweisheit läßt er sich nicht ergründen. Man muß immer gelingen, das Wahre von der Unwahrheit zu scheiden? Da droben aber in den Sternen steht eine Wahrheit, die jeder begreift und die uns eben sagt, daß wir Menschen nichts wissen. Wir brauchen die Führung Gottes in unserem Leben — brauchen eine Erlösung, die uns Gottvater in Christus schenkt, damit wir nicht verloren sind, ein jeglicher in seiner eigenen Sünde und Not, aus der wir niemals allein herauszukommen vermögen. Wie elend wäre es um uns bestellt, hätten wir den Mittler, Jesus Christus nicht. Das ist die Botschaft des Sterns von Bethlehem, der auch über unserem

Erzgebirge jetzt so hell und freundlich strahlt. An diese Erlösung laßt uns denken in diesen stillen, schönen Adventsnächten, wenn die Sterne aus Hütten und Häusern unserer erzgebirgischen Heimat leuchten. Doch nicht nur zur Adventszeit künden uns die Sterne Gottes große Liebe. Wer da in stiller Andacht einmal am Abend über die Berge unserer Heimat geht, der sieht, wie die Nacht mit begeisternder Herrlichkeit und mit immer neuen Wundern emporsteigt. Wer faltet da nicht fromm die Hände, wenn wunderbar aus ewigen Fernen, aus den Tiefen des Weltalls tausend neue Sonnen und Erden schimmern. Nicht wahr, wir erheben dann eben nicht nur unseren entzückten Blick zur stillen Pracht der Gestirne, ohne eben auch Seiner Hoheit, Größe und Macht zu gedenken, Seiner, in dessen Licht unermessliche Welten wie geringe Sonnenstäubchen spielen und dessen Schöpfung keine Schranken kennt. Jene Gestirne predigen Seine Majestät herrlicher, als es der Geist eines Sterblichen vermag. Jene Gestirne, die aus dem ewigen All uns anstrahlen, sind heilige Offenbarungen von oben, sind Propheten der Ewigkeit, die uns anrufen, sie sind Weissagungen von dem unbekannten Jenseits, das uns wartet. Adventslichter sind es auf unseren Wegen zu Gott. Ihr Leuchten führt uns hin nach Bethlehem und nach jenem himmlischen Jerusalem, zu dem wir alle schon hier auf Erden unterwegs sind. Hell leuchtet über uns der Stern von Bethlehem!

S. Sdl.



Das Herolder Kalkbergwerk

Am Ausgang des prächtig im Tale der Billich gelegenen kleinen Erzgebirgsdorfes Herold liegt links auf einer leichten Anhöhe, mitten in hohen Fichtenwäldern eingebettet, das Kalk- und Marmorwerk. Weit über der Heimatgrenze hinaus ist Herolder Kalk wegen seiner Reinheit beliebt und geschätzt. Kürzlich stattete ich diesem Werk einen Besuch ab, ich wurde schon erwartet, eine Blende stand für mich bereit, schnell einen alten Mantel über und schon ging es unter der umsichtigen Leitung des Herrn Dipl.-Ing. Rume an die Begehung des Bergwerkes. Es sind mehrere Eingänge vorhanden, der unfrige erfolgte durch einen Gang, der von den Alten mit der Spitzhacke bearbeitet worden ist. Dann ging es mit starkem Fall bis 60 Meter tief hinein, wo der Marmor in mehreren Lagern linsenförmig auf große Erstreckungen im

Glimmerschiefer eingebettet liegt. Es ist ein senkrechter Schacht vorhanden mit mehreren Förderseilen, deren jede einige hundert Meter lang ist. Einschließlich der abgebauten Lager winden sich die Seile ein paar Kilometer durch den Berg. Wirklich ein Labyrinth von Gängen, fast ehrfürchtig bleibt man vor den von fleißigen Händen ausgebeuteten Hallen stehen, wo gut ein größeres Gebäude hineingestellt werden könnte. Fast künstlerisch geformt, die noch übriggebliebenen Pfeiler in gewaltigem Ausmaß. Ein Teil der Belegschaft ist hier unter Tag be-

schäftigt: Hauer und Förderleute brechen und befördern den weißen Urgebirgsmarmor ans Tageslicht. Bedauerlicherweise sind durch die Faltungen des Urgebirges kleine Spalten und Risse entstanden, so daß der Marmor sich zu künstlerischen Bildhauerarbeiten leider nicht verwenden läßt. Dieser wird dann in den übrigen Werksanlagen maschinell zu verschiedenen Spezialitäten, wie: Terrazzo-Körnungen, Herolder Weiß, Marmor-mehl, Bau- und Düngekalk u. v. a. m. verarbeitet. Nach mehr als einer Stunde brachte mich Herr Dipl.-Ing. Rume wieder an Tag. Es dauerte ein Weilchen, ehe ich mich mit dem schönen hellen Sonnenlichte versöhnte. Eine Besichtigung der übrigen Werksanlagen schloß sich an. Dabei vernahm ich recht oft den Ruf des alten Bergglöckchens oben im Förderturme. Es ist noch eines der wenigen vorhandenen in der weiteren Umgebung, das an die Blütezeit des Bergbaues im Erzgebirge erinnert. Denn schon 1780 wurde hier im Tagebau das Ausgehende eines unterirdischen Kalklagers abgebaut. Im folgenden Jahrhundert ging es dann in den Leib der alten Mutter Erde hinein. Der Firma C. Böhme m. b. H. verdankt das Unternehmen heute sein hohes wirtschaftliches Ansehen. Frau Böhme - Wunderlich und ihr Ehemann, Direktor Wunderlich in Benusberg, Spinnerei, sind jetzt gemeinsam die Besitzer. Dankbar verließ ich das Werk, ein weiteres Stück Heimat hatte sich mir erschlossen. Dem Kalkbergwerk aber, das für unser kleines Herold so bedeutsam ist, wünsch ich auch für die Zukunft ein herzliches Glück auf!

Serlach, Herold.



Zwischen Fichtenwald am Hang des Berges,
ragt weit ins Blaue hinein
Der Förderturm des Kalkbergwerkes
Mit dem alten Bergglöcklein.

In gleichen Abständen die Schläge sollen,
Es genügt diese Pflicht schon manches Jahr.
Nur dann wird's Glöcklein nicht mehr schallen,
Wenn tief im Schachte droht Gefahr.

Deshalb mag es künftig immer rufen,
Nach altem bergmännischen Brauch,
Im Schachte, wo Arbeitsmänner schaffen:
Ist alles in Ordnung! Glückauf!

garn ausgebrüht wurn in dr Schenk. Zur nächsten Geflügel-ausstellung walt' dr Daniel wieder seines schweren Amtes. Der Zulauf is groß, un 's entsteht die Luft aus Menschenschweiß¹⁾ un Stallduft, die Durscht macht. Dr Daniel led't Qualn uf senn Posten. Hinewieder guckt er sehnsüchtig in de Saalstüb, wu sich de Klubbrüdr güttlich tunne un ne²⁾ 'n Ehrnplatz an Bür-standstisch freihalten. Endlich läßt in dr Dammerung der Trubel in Saal nooch, un dr Daniel ka sich ze Ruh setzen. Er tut das fu behutsam wie a Storch, dar ze Rast steigt. Er sitzt in lauter Gunt un Wonn, weil ne alles fu gut gelunge is wie immer. A Rund Psafferminz, sei Nektar, folgt dr annern. Bluf aner am Tisch is net zefrieden un stichelt, weil ne de Preisrichter für eine Koburger Verchn nár ne zwäätn Preis un für senn Stamm Istfriesen mit dan veralkten Benne bluf ne dritten Preis gabn obn. De Streittköpp wolln sich in de Haar fahrn. Dr Daniel muß a Nachtwort sprachen. Wenn er ober mehr ze sprachen hot als Harregott un Gottstrambach, erhebt er sich unner alln Umständen vom Platz, wie er dos vun Kirchnwürstand un vun'n Stadtverordneten gemohnt is. „Naa, fu wos is noch net do-gewasen — fu a Schand für unnern schinn Taubnverei“ un er will abn in seiner höchsten sittlichen Entrüstung schließen „Ach, die schradliche Walt!“ do dreht's ne nieder of'n Stuhl un of de volle Eierfamling. A Knack — a Gelachter. Der Daniel angelt Stöck un Hut für'n Hamwag. Aus'n Schwenkerhöfen trieft de Vergütung.

De Vergütung

(Mundart des obern Erzgebirges.)

Von A. Walther.

Of'n Daniel senn graue Haupt heifeten sich viel Ehren un Würden. In Taubnverei war er Bürstand, wenn er aa außer senn Ruttatel³⁾ ka Geflügel hielt un en Tauber net von 'rer Leibn⁴⁾ unnerscheiden konnt. Ober er hiel's mit der Liebhaberei von Kummel un Psafferminz, die in Taubnverei in der Form von Faustpfeifen verzappt wur. Bei der Geflügelausstellung war der Daniel natürlich aa Hahn in Korb. Von früh bis ohnd war er do of'n Benn⁵⁾ in Bratenrod un Zylinder; muß überol nooch'n rachten sah bei Preisgericht un Ausverkaaf, bei Hühnern

un Anten; muß de Hu-neratione von Stadt un Land begrüßen un führen. Dos war doch ka Klaniglat — ei Gott-strambach! Un alles ehrnhalber? Ne, das war jewiel verlangt. Wer soll dan Ochsen, dar drischt, net 's Maul ver-binden, sticht schie in dr Bibel. Dr Daniel war bibelfest un leget dan Spruch fu aus, doß er die Eier, die's weibliche Fädersvieh togsüber in de Rastig leget, still-schweigend kassiert un unverfahns in senn lange Rockflügeln ver-schwinden ließ. Dos war nu doch mit dr Zeit be-markt wurn. Ober war wollt ne liebt Daniel of de Hühneraagn tra-ten? Do muß abn a Schwank harhalten, wie se domols vür 40 Sahrn

¹⁾ Rotkehlchen; ²⁾ Taubin; ³⁾ auf das Reinen; ⁴⁾ Menschenschweiß; ⁵⁾ ihm.



Marienlegende

(Herbert Rischer)

An Jakob Grimm.



Maria, die Himmelskönigin, hatte zu später Stunde ermüdet ihre Krone vom Kopf genommen und zur Seite gelegt. Da kam der Abendwind, fuhr durch die strahlenden Jacken des Diadems und nahm ein goldenes Stäubchen mit sich. „Ei“

dachte dieses, „was sollst Du immer im Himmel sein, vielleicht ist die Erde noch schöner als er“. Und es ließ sich auf dem weichen Rücken des Windes durch den dunklen Aether der Nacht immer tiefer und tiefer tragen, bis es an einer Tannenrippe hängen blieb. Dort wartete es bis zum Morgen. „Die Erdenkinder werden Dich am Tage schon erblicken, sie werden Dich in ihre Städte, ihre Häuser mitnehmen und viele, viele schöne Dinge wirst Du sehen.“ Aber der Herbst hatte schon alles Grün des Waldes gefärbt. Manche Blätter erglänzten im Sonnenlicht ebenso golden wie das Stäubchen und es fiel so keinem einzigen Menschenauge auf.

Tage und Nächte vergingen. Die Luft wurde immer kühler, so daß das Stäubchen gar bald zu zittern anfang, so sehr, daß die kleinen Tannennadeln daneben erschütterten, auch die Äste, die Bäume, ja der ganze Wald darob erbebt und die Waldluft sich bewegte und zu einem Winde ward. Voller Heimweh rief zu diesem das Stäubchen „Nimm mich mit, nimm mich wieder auf zum Himmel!“ Und lächelnd nahm es der Wind mit in die höchsten, fernsten Lüfte.

Mutter Maria aber hatte zur Stunde die Krone auf ihrem Haupt und da sie das Goldstäubchen kommen sah, wehrte sie ihm und sprach: „Du bist aus dem Himmel entflohen, nun sollst Du fortan auch zur Erde gehören. Kehre um und laß es Dir dort wohlgefallen.“ Und da das Goldstäubchen bitterlich zu weinen begann, dauerte es der Mutter Maria

und sie sagte: „Eine Gnade will ich Dir erweisen, die größer ist als auf meinem Haupt zu ruhen. Du sollst zu einem Seelchen werden und in dem Herzen eines Erdenkindleins wohnen.“ Dann rief sie einen Sonnenstrahl und dieser brachte das nur noch leise schluchzende Stäubchen wieder zur Erde.

Jahr um Jahr verrann die Zeit, noch immer trollte sich das seltsame Seelchen bald da, bald dorthin, erging sich mit Wohlgefühl in seiner Wahl, in welches Kind es eingehen möchte, und kam so auch an das Krankenlager eines Dichters, der auf ein letztes Märchen sann, das er den Menschenkindern noch schreiben, doch

das ihm vor Ermattung nicht einfallen wollte. Da setzte sich das Seelchen auf den Federteufel des Dichters. Es war sich wohl bewußt warum, denn es durfte in das Märchen seinen Einzug halten und mit diesem in den Herzen aller Erdenkinder

wohnen. Der Dichter aber nannte das Märchen voll seltsamer Eingebung „Das Marienkind“ und Mutter Maria und der ganze Himmel freuten sich sehr.



Weihnachtsboten im „Heimatschutz“

Von Inge Kamerhuis-Drescher.

Wenn die hölzernen Ruchnacker nicht ihre Kräfte für die Weihnachtsnüsse sparen müßten, sie hätten bestimmt ihren Riesenmund vor Staunen aufgerissen, so weit es ging. Vor ein paar Tagen hatte man sie daheim im Erzgebirge in eine schaurig dunkle Kiste verpackt, nun standen sie plötzlich in einem schönen Raum und blickten durch die Fensterscheiben auf hohe Häuser und vorüberfliegende Autos und Wagen. Und dort drüben standen ja alte Bekannte aus der Heimat: die hölzernen Bergleute. Doch die blickten starr gerade aus, nicht einmal für die lieblichen Engel, die neben ihnen aufmarschiert waren, hatten sie einen Blick. Aber sie sind ja Kerzenträger und müssen auf ihre Bürde achtgeben oder sind sie vielleicht beleidigt, daß die Engel auch Lichter tragen und doch dafür gar nicht so würdig wie die Bergleute aussehen? Wehnlich mag

es wohl den alten Räucher-männchen mit ihren modernen, lustig bunten Brüdern ergehen. Aber so soll es ja sein: man muß die Regungen unserer modernen Volkskunst sorglich pflegen, aber man darf darüber die alte nicht vergessen. Am meisten staunen werden die kleinen Ausstellungsstücke wohl darüber, daß sie so viel Freude u. Glück schenken können. Nicht nur, daß all die Erzeugnisse der Volkskunst, unter denen es so viel



Das Weihnachtslied.

nette Gebrauchsgegenstände gibt, den Besuchern des „Heimatschutzes“ im Kurländer Palais, ebenso wie die im Hause Seestraße 13 in Dresden gefallen, nein, die Schau ist mehr als nur eine Weihnachtschau. Es ist hier das gleiche wie im Oskar-Senffert-Museum in Dresden-Neustadt: wer die rechte Weihnachtsfreude nicht finden kann, der muß zum „Heimatschutz“ kommen, hier kann er sich ihr bestimmt nicht verschließen. Aber sie wird ihm nicht aufgedrängt, ganz leise reden all die kleinen Dinge ihre Sprache von der deutschen Heimat, der deutschen Seele. Und so haben die Volkskünstler mit ihren schlichten Werken Menschen zu glücklichen Kindern gemacht. Kann es wohl eine schönere Aufgabe geben?

Reiter ohne Ziel

**Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger**



(27. Fortsetzung.)

Fred Wolter betreibt jetzt mit allen Mitteln seine Heimreise nach Deutschland. Mit Hilfe Captain Clerkenwells hat er Ausweise darüber erhalten, daß er tatsächlich der deutsche Kriegsgefangene Fred Wolter ist. Der deutsche

Konsul in St. Paul hat ihm danach die besten Aussichten gemacht, daß die deutsche Gesandtschaft in Washington für Freds Heimreise sorgen wird. Bis es soweit ist, werden natürlich noch einige Wochen verstreichen.

Jackson und Ethel werden in vierzehn Tagen heiraten. Eine Bergünstigung hat Jackson sich ausgebeten: er will, solange er noch Junggeselle und Fred bei ihm ist, alles versuchen, um endlich Zeeman unschädlich zu machen.

Ja, Zeeman, French und Arbuckle, wo mögen die stecken? Ober-Inspektor Briggs zieht eine grimmige Grimasse. Er weiß es nicht, verflucht und zugenäht! Briggs hätte die letzten Ueberbleibsel der Bande auch gern gehabt, nachdem nun schon sieben Mann hinter Schloß und Riegel sitzen und ihr Urteil erwarten.

Der Vertrieb des von der Bande hergestellten Fälschgeldes hat vollkommen aufgehört, das kann die Polizei als Erfolg buchen. Hatte Briggs doch in Chicago die ganze Fälscher-Welt statt ausfindig gemacht mit allen Maschinen, Platten und einem großen Vorrat an Banknoten-Papier.

Jackson Lee und Fred Wolter sind in St. Paul! Mit größtem Unbehagen nimmt Price Zeeman davon Kenntnis. Francis Arbuckle soll unbedingt feststellen, zu welchem Zweck sich Lee und Wolter in St. Paul aufhalten. Arbuckle ist wenig erfreut über die Aufgabe, er kennt Jackson und Fred und weiß, daß, wenn sie ihn erst einmal zu Gesicht bekommen haben, es schwerlich ein Entrinnen für ihn geben wird.

Mit der größten Vorsicht beobachtet er die Bar. Sieht, daß Jackson und Fred dort ein- und ausgehen. Einmal geht Jackson allein aus und nimmt schon vor der Tür ein Rietsauto. Im gleichen Augenblick kommt Fred aus der anderen Richtung und bemerkt, daß ein Passant eilig ein Auto heranwinkt und auf Jacksons Wagen zeigt.

Das macht Fred stutzig, zumal jetzt der Wagen des Fremden den von Jackson verfolgt. Kurz entschlossen ruft auch Fred ein Auto an und beauftragt den Chauffeur, dem betreffenden Wagen zu folgen.

Jackson ahnt nicht, daß er gleich zwei Gefährten hinter sich hat. Er jauchzt durch die Stadt, um für Ethel eine Besorgung zu machen. In ein großes Geschäft geht er, macht Einkäufe und fährt wieder zurück. Francis Arbuckle muß feststellen, daß es sich diesmal nicht gelohnt hat. Unweit der Summit Avenue läßt er Jacksons Wagen laufen und lohnt seinen Chauffeur ab.

Fred tut das gleiche, nur mit etwas mehr Vorsicht. Während Arbuckles Wagen schon stand, fuhr Fred an diesem vorüber, und es gelang ihm, Arbuckle ins Gesicht zu sehen und ihn zu erkennen.

Francis Arbuckle! Fred ist fest entschlossen, den Mann nicht mehr loszulassen, ihm zu folgen, bis er in sein Versteck geht. Sein Versteck, das hoffentlich auch Zeemann und French sich als Versteck erkoren haben, dann hat man das liederliche Kleeblatt auf einen Schlag.

Arbuckle geht eiligst durch die Stadt, kümmert sich um nichts. Plötzlich biegt er scharf nach links ab und geht in ein Haus. Fred steht eine Sekunde unentschlossen, soll er Arbuckle nachgehen? Im Treppenhaus wird es schwieriger sein, sich vor Arbuckle zu verbergen, wenn er sich einmal umblickt oder Geräusche hinter sich hört.

Zwei Jungen spielen vor dem Haus. Dem einen drückt Fred eine große Münze in die Hand:

„Lauf dem Gentleman nach, der eben in dieses Haus ging, und sieh, wo er bleibt. Aber er darf es nicht merken, daß du ihm nachspionierst, hörst du?“

Der Junge, begeistert über den hohen Lohn, nimmt, ohne zu antworten, seine Beine in die Hand und eilt Arbuckle nach. Schon nach einer Minute ist er wieder zurück und flüstert Fred zu:

„In der ersten Etage, rechte Wohnung! Ich schnappte ihn gerade noch, als er eben die Tür zuschnappen wollte. Er blickte mir nach, ich rannte eine Etage höher und klopfte dort an, erkundigte mich frech, ob dort Brown wohne . . . Hab ich es gut gemacht?“

„Ausgezeichnet, Junge! Hier hast du noch so ein Ding! Aber plaudere nicht! Morgen komme ich noch einmal, dann kannst du dir wieder etwas verdienen!“

„Um welche Zeit soll ich hier sein?“

„Um diese Stunde . . .“

„Schön, und wenn ich nicht hier bin, Sir, dann holen Sie mich doch. Ich wohne im Nebenhaus, sehen Sie, dort oben!“

Fred folgte dem hochgeredten Arm des Jungen, blickt nach oben und — blickt Francis Arbuckle ins Gesicht. Sein Kopf zieht sich zwar blitschnell zurück, aber er muß Fred erkannt haben. Jetzt liegen die Dinge anders, ganz anders!

„Kannst du telefonieren, Junge?“

„Und ob!“ kommt die zuversichtliche Antwort.

Fred reißt ein Blatt aus seinem Notizbuch, schreibt Stanfords Telefonnummer darauf und gibt den Zettel dem Jungen.

„Kenne in die Kneipe, dort drüben ist eine, und rufe diese Nummer an. Sage, nur, Mister Jackson möchte auf dem aller-schnellsten Wege kommen! Sein Freund Fred warte vor dem Hause Richmond Street 67. Kannst du behalten?“

„Und ob!“

Nach zwanzig Minuten, die Fred schier endlos erschienen, ist Jackson zur Stelle. Im Hausflur, so daß sie nicht von Arbuckle beobachtet werden können, instruiert Fred seinen Freund.

„Hat das Haus einen zweiten Ausgang?“ fragt Jackson.

„Nein, ich habe mich überzeugt.“

„Und das Dach! Er kann sich schon lange über die Dächer entfernt haben!“

„Unmöglich!“ Fred muß lächeln. „Ich habe mir das Haus auch daraufhin angesehen. Es steht nach allen Seiten frei, hat keine angrenzenden Dächer.“

„Gut, dann haben wir ihn in der Falle! Ich glaube, es ist besser, wir rufen die Polizei herbei. Ethel erzählte doch von dem Ober-Inspektor Briggs, soll ein ganz patentter Kerl sein. Rufen wir ihn her.“

Damit eilt Jackson auch schon einige Häuser weiter in eine Bar, um zu telefonieren. Bis zur Ankunft Briggs vergeht eine halbe Stunde, weitere fünf Minuten bis alles erzählt und Briggs im Bilde ist.

Die von dem Jungen bezeichnete Wohnung in der ersten Etage trägt an der Tür eine Visitenkarte: Walter Raleigh. Ober-Inspektor Briggs klingelt. Wie auf Kommando wird unmittelbar nach dem ersten Klingeln die Tür geöffnet, eine große stattliche Frau fragt nach dem Begehr.

Briggs legitimiert sich und tritt mit Jackson und Fred ein. Alle drei Männer haben die entschärften Revolver in der Hand.

„Francis Arbuckle hält sich bei Ihnen verborgen. Wo ist er?“

„Wer?“ fragt die stattliche Frau und reißt die schwarzen Augen auf.

„Francis Arbuckle!“ entgegnete Briggs in aller Ruhe.

„Kenne ich nicht! Bei mir hält sich niemand verborgen, ich bin eine sitzame Ehefrau!“ antwortete die Stattdliche und machte das unschuldigste Gesicht von der Welt.

„Dann müssen wir Ihre Wohnung durchsuchen, Mistreß Raleigh. Vielleicht gehen Sie voraus, damit Sie uns als Kugelfang dienen!“ sagt Briggs freundlich. Die Stattdliche zuckt zurück.

„Als Kugelfang? Aber es ist doch außer mir niemand in der Wohnung!“

„Gerade darum, Mistreß Raleigh! Trauen Sie uns zu, daß wir Sie vorausgehen lassen würden wenn etwa Francis Arbuckle doch in der Wohnung wäre? Das ist ein ganz gefährlicher Bursche, der schießt sofort! Also gehen Sie gestroßt, es ist ja außer Ihnen niemand in der Wohnung. Oder — — vielleicht — — doch?“

„Nein — — nein.“

„Dann gehen Sie bitte.“

„Ja, aber — —“

„Was denn — Mistreß Raleigh?“

„Wenn — — wenn, es ist gewiß niemand bei mir! Ganz umsonst ist es, daß Sie meine Wohnung durchsuchen!“

„Aber wir möchten es nun einmal gern!“

„Dann gehen Sie, aber ich bleibe hier!“

Damit stellte Mistreß Raleigh sich in unmittelbare Nähe der Tür, bereit, sie aufzureißen und zu entfliehen.

„Nein, Mistreß Raleigh, das geht nicht! Sie müssen schon bei uns bleiben. Gehen Sie, daß niemand in der Wohnung ist?“

„Nein — —“

„Mistreß Raleigh, Sie sind vorläufig verhaftet!“

Ehe die Stattdliche es sich versieht, hat Briggs ihr das Schlüsselbund, das sie in der Hand trug, entwunden und schließt die Wohnungstür ab. Blitzschnell reißt er dann eine x-beliebige Tür auf und springt zurück. Es ist nur die Toilette.

„Bitte, bemühen Sie sich hier hinein, Mistreß Raleigh, hier sind Sie am sichersten aufgehoben!“

Mistreß Raleigh wankt hinein und wird eingesperrt, den Schlüssel steckt Briggs ein.

„So, jetzt wollen wir die Wohnung durchsuchen! Halten Sie die Revolver bereit, lassen Sie mich aber vorangehen. Wir Sie die Revolver bereit, lassen Sie mich aber vorangehen. Mir schadet es weniger, wenn Arbuckle schießt, ich trage eine Panzerweste.“

Er rüttelt an der nächsten Tür. Sie ist verschlossen. Da kein Schlüssel steckt, werfen sich alle drei Männer dagegen. Die Tür wankt und gibt bei dem dritten Anprall nach. Im Zimmer steht mit erhobenem Revolver Francis Arbuckle.

„Drei Schritte vom Leibe! Wer die Distanz nicht einhält, wird erschossen!“

„Du aber auch, Arbuckle!“ ruft Briggs.

„Das weiß ich!“

„Nach keinen Unsinn, Junge, und leg das Ding weg! Wir sind drei Mann und drei Schüsse durchbohren dich!“

„Und mein Schuß einen von Euch! Vielleicht komme ich auch noch dazu, mehrere Schüsse abzugeben.“

Unbeweglich stehen die Männer sich gegenüber. Da sagt Arbuckle: „Mit diesen beiden Gentlemen (gemeint sind Jackson und Fred) habe ich schon einmal ein Tauschgeschäft gemacht. Vielleicht ist es diesmal wieder möglich, daß wir uns einigen.“

„Worin besteht die Einigung?“ fragt Briggs.

„Ich sage Euch, wo Ihr Zeeman und Franch trifft, dafür gebt Ihr mir drei Stunden Zeit, mich in Sicherheit zu bringen.“

„Gehen Sie nicht darauf ein!“ warnt Jackson. „Als wir ihn freilassen, warnte er seine Kumpane noch so, daß sie uns entweichen konnten.“

„Das wird diesmal nicht der Fall sein!“ wirft Arbuckle ein. Einer von Euch kann bei mir bleiben und die beiden anderen

können unterdessen die Verhaftung von Zeeman und Franch vornehmen. Erst wenn sie gefesselt und abgeführt sind, sollt Ihr mir drei Stunden Zeit geben.“

„Und wenn wir auf das Geschäft nicht eingehen, Arbuckle?“

„Dann kostet es Blut . . . Das meine und das Eure . . . Nicht . . . näherkommen, Oberinspektor, sonst drücke ich ab! Glaubt doch nicht, mich überlisten zu können, ich . . . lasse euch . . . nicht . . . aus den Augen. Einer von euch muß mit mir den Weg ins Jenseits antreten . . . Briggs!! Noch einen Millimeter weiter und ich schieße, das war meine letzte Warnung!“

„Also heraus mit deinen Kenntnissen! Wo finden wir Zeeman und Franch!“ ruft Briggs.

„Erst das Versprechen, daß ich drei Stunden Zeit bekomme! Das Versprechen als Gentleman. Sie sehen, Briggs, ich schätze Sie so hoch ein, daß ich schon auf Ihr bloßes Wort hin mein Schicksal in Ihre Hand lege.“

„Retzt von dir, mein Junge. Aber du mußt einsehen, daß ich als Beamter solche Geschäfte nicht so ohne weiteres machen darf. Läßt sich kein anderer Weg finden?“

„Nein! Entweder ich verlasse dieses Haus als freier Mann oder als Loter, etwas anderes gibt es nicht!“

„Eine schöne Geschichte . . .“ sagt Briggs in humorvoller Ratlosigkeit. „Arbuckle, mein Junge, ist es gestattet, sich eine Zigarette anzuzünden? Wenn ich rauche, kommen wir manchmal die besten Gedanken.“

„Bitte, Briggs, rauchen Sie nur. Aber keinen Millimeter vorwärts gehen, das beachten Sie!“

Briggs steckt den Revolver ein, Jackson und Fred halten ja ihre Waffen auf Arbuckle gerichtet, und bedient sich mit einer Zigarette, auch Jackson und Fred bekommen eine.

„Arbuckle, auch eine?“

„Danke, ich muß mich konzentrieren.“

Briggs läßt sich auf einen Stuhl fallen, schlägt die Beine übereinander und scheint sich zwischen drei Revolvern ganz wohl zu fühlen. Er denkt nach, kommt jedoch zu keinem Resultat. Er wird Arbuckle freigeben müssen, wenn er Zeeman und Franch haben will.

„Gut, Arbuckle, ich . . .“ — In dieser Sekunde schreit im Treppenhaus eine Frauenstimme gellend auf. Der Schrei wiederholt sich, schwillt an zu dem Schreien eines in Todesängsten befindlichen Weibes.



Welche wird mir der Weihnachtsmann bringen?

(Schertl Bilderdienst, K.)

„Geben Sie mir den Wohnungsschlüssel!“ sagt Jackson mit eigenartig unsicherer Stimme zu Briggs. Mit dem Schlüsselbund raßt Jackson zur Tür, schließt auf und springt mit riesigen Sähen die Treppe herab. Auf den letzten Stufen stehen Zeeman und Franch, sie sind bemüht, sich von der schreienden Ethel Stanford loszureißen, die sich mit äußerster Kraft an sie klammert.

Hier kann ein Revolver nichts nützen, die Kugel könnte Ethel treffen. Mit einem Aufbrüllen der Wut stürzt Jackson sich auf Franch, der ihm am nächsten steht. Dabei kann Zeeman sich losmachen und fliehen. Vor dem Treppenhause hat sich bereits, angelockt durch das Schreien, eine große Menschenmenge angesammelt: Bluffen, Bluffen! blüht es in Zeeman auf, als er die Menschenmenge vor sich sieht.

„Ein Arzt, ein Arzt!“ ruft er und bahnt sich einen Weg durch die Menschenmenge, die bereitwilligst zurücktritt. Price Zeeman hat freie Bahn. Im Laufen blickt er sich nach einem Wagen um, keiner zu sehen, wenigstens kein freier.

Da gellen Rufe hinter ihm:

„Haltet ihn! Haltet ihn!“

Zeeman blickt sich um und sieht in kaum achtzig Meter Entfernung Jackson Lee, gefolgt von einer großen schreienden Menge. Bluffen, durchblüht es Zeeman. Auch er schreit:

„Haltet ihn! Haltet ihn!“ dabei zeigt sein Arm nach vorn. Die Passanten lassen sich täuschen. Unbehindert kann Zeeman seinen verzweifeltsten Fluchtweg fortsetzen.

An der Bordschwelle steht, unbeachtet, ein Fahrrad. Jackson besteigt es gerade in dem Augenblick, als der Besitzer zurückkommt, der nun ebenfalls in den Ruf „Haltet ihn!“ ausbricht und sich eigentlich wundert, woher plötzlich die vielen hilfsbereiten Menschen kommen, die rufend und schreiend dem Fahrraddieb nachstürzen.

Jetzt ist es aus mit mir, denkt Zeeman, da hat Jackson ihn schon am Kragen, schleudert ihn im ersten furchtbaren Anprall zu Boden. Ein Faustschlag macht Price Zeeman plötzlich ganz, ganz ruhig.

Polizisten kommen, Jackson ruft ihnen zu:

„Das ist Price Zeeman, bringt ihn nach Richmond Street 67. Aber nehmt ihm vorher den Revolver ab!“

Dann raßt Jackson zurück. Er mußte Ethel der Obhut der Menge überlassen, weil er doch Zeeman nicht aus den Augen verlieren durfte. Ethel ist schon mit einem Auto in ihre Wohnung geschafft. Franch steht, gehalten von unzähligen Händen, vor dem Haus.

Jackson überzeugt sich, daß Franch keine Waffe bei sich hat, zieht seinen Revolver und ruft:

„Marisch, hinauf zu Mistris Raleigh! Price Zeeman kommt gleich nach!“

Oben ist das Unglück bereits passiert, allerdings ist es noch glimpflich abgegangen. Briggs hatte es nicht überwinden können, Francis Arbuckle doch noch überlisten zu wollen. Er war weiter und weiter vorgegangen, immer nur um Millimeterbreite, bis Arbuckle schoß, im gleichen Augenblick schoß Fred Wolter.

Ober-Inspektor Briggs sitzt, als Jackson mit Franch eintritt, im Sessel und raucht eine Zigarette. Lediglich die linke Schläfe ist etwas angekratzt von der vorbeischießenden Kugel. Ein Krager, der kaum Blut gekostet hat. Um Haarsbreite mehr nach links gehalten seitens Arbuckles und Briggs wäre jetzt ein toter Mann.

Freds Kugel hat besser getroffen, Schulterschuß. Arbuckle liegt stöhnend auf der Chaiselongue. Kurze Zeit später trifft der alarmierte Arzt ein, auch eine Polizei-Abteilung ist zur Stelle, die sich der Verhafteten, Zeeman und Franch, wärmstens annimmt. Francis Arbuckle muß ins Gefängnis-Lazarett geschafft werden.

Damit sind die Führer und Unterführer der Bande restlos

verhaftet. Den Löwenanteil daran haben unzweifelhaft Jackson und Fred.

In ihrem Bett liegt Ethel, heimgeleitet von Weinkrämpfen, da sie um das Schicksal von Jackson bangte. Als er endlich ans Bett tritt, gesund und unverletzt, zieht Ethel ihn stürmisch an sich und will ihn nicht wieder von sich lassen.

Erst viel später erzählt sie, wie es kam, daß sie plötzlich in dem Hausflur Richmond Street 67 war.

„Ich kam nach Haus, hörte von Pa, du seist von Fred nach Richmond Street 67 gerufen. Da hielt ich es nicht zu Hause aus, instinktiv fühlte ich, daß du dich in einer gefährlichen Situation befindest. Da wollte ich dir nahe sein.“

Mit einem Auto fuhr ich nach der Richmond Street, ging ins Treppenhause, blieb suchend und horchend stehen, erklimmte einige Stufen, da sah ich, wie Zeeman und ein Fremder an einer Wohnungstür horchten. Ich mußte schreien, schreien! Wie der Ruch waren die beiden Männer bei mir, wollten mir den Mund zuhalten, wollten fliehen. Ich aber klammerte mich an ihrer Kleidung fest, mit aller Kraft, und schrie und schrie! Ich fühlte meine Kräfte erlahmen, da . . . kamst du . . . Jackson, wie das Ungewitter. Du schlugst den einen Verbrecher nieder. Zeeman entwich, du ihm nach. Und da mußte ich wieder schreien, aus Angst um dich . . . Andere Frauen werden ohnmächtig, aber ich mußte schreien, schreien . . .

An seinem Halse hängend, weint sie glücklich in sich hinein. Seine Stimme wiegt sie in den Schlaf der Erschöpfung:

„Gut, gut . . . jetzt ruhe dich aus, Mädchen . . . Du warst tapfer . . .“

„Hast du mich lieb . . .?“ fragt sie schon halb im Schlaf.

„Ja . . . jetzt habe ich dich wieder lieb . . .“

„Jackson . . .?“

„Was denn noch? Du sollst doch schlafen!“

„Morgen wird das Firmenschild geändert . . . Ab morgen heißt unsere Bar nicht mehr „Zum wilden Jack“, sondern „Zum wilden Jackson“. . . Aber jetzt will ich schlafen . . . Bleib bei mir, bis ich eingeschlafen bin . . ., bleib immer bei mir . . ., Jackson, wilder Jackson . . .“

Vier Wochen später. Ethel führt schon den Familiennamen Lee, da muß sie ihren Gatten für drei Tage beurlauben. Jackson will seinem Freund Fred Wolter das Geleit nach New York geben, in zwei Tagen fährt das Schiff, das Fred in die deutsche Heimat bringen soll.

Von der hohen ausgesetzten Belohnung, die auf die Ergreifung der Banditen ausgesetzt war, haben Fred und Jackson zusammen achtaufend Dollar erhalten, für jeden also viertausend. Jackson bringt einen ganz netten Pfennig mit in die Ehe und Fred kommt gar als bemittelter Mann in die Heimat zurück.

Es ist beschlossene Sache: im nächsten Frühjahr kommt das junge Ehepaar Lee nach Deutschland, nach Berlin. Dieser Voratz erleichtert die Trennung wesentlich.

Am Pier liegt das mächtige Schiff zur Abfahrt bereit. Zum letztenmal drücken Jackson und Fred sich die Hände. Jetzt sind sie nicht mehr die „Reiter ohne Ziel“. Jetzt hat jeder ein Ziel vor Augen. Jacksons Ziel lautet, seine Ethel glücklich zu machen und mit ihr glücklich zu werden.

Fred Wolters Ziel heißt Deutschland. Er drückt Jacksons Hand und sagt:

„Auf Wiedersehen, Jackson! Als Feinde haben wir uns kennengelernt, jeder wollte dem anderen ans Leben. Aber jetzt, jetzt sind wir Freunde! So sollte es eigentlich in der ganzen Welt sein!“

E n d e !

Nooch'n Feierohmd

De Reigier!

(Nachdruck verboten.)

Be Tog is in de Schänken un in de Wärtshäuser net d'r-
haufen aufgeführt! Dos is schu vu fistr har esu geredt wurn,
sluß dr Schichtbuck-Halm dar hot's eil net gelabbt (geglaubt),
s war kaa Bunner! Dr Halm war a Maa, dar saltu vu dr-
ham fortkam — manichsmol geleich a halbs Bahr net. Ober,
wenn ar gerod amol nei'geroten war in su enner Gaststüb, do
jot sichs aa eil getroffen, doß a fänkl lustigs Volk drinne ge-
gessenen is, wos allerhand pugigs Zeig getrieben hot. Heit
varsch odr umgedreht. Schu a halbe Schtund sooh mei Halm
mutterseelen-allaa an Tiesch dra. Ja, de Leit mußt enpper heit
gar kenn Durst hobn oder
— kaa Bald. Jun Zeit-
vertreib besohch ar siech de
schinn farbigen Braatse, die
jenstrim an Tiesch nei-
geseht warn. Of dan uhm
drauf stand a Tipl Bier
un dernahn a Schnap-
fel. Dos tat dr Schicht-
buck-Halm net annerjchr.
„s Bier is ze kalt un aa
ze wasserig! Dr Mensch
fa net vürsichtig foot sei!“
sah'r eil.

Aa ne Zeiting log
of'n Tiesch. Gelassen hot
dr Halm ober net drinne.
un wos drianne stand, dos
ginge nißcht ah.

De aanzige Hantie-
ring, die dr Halm ihe ge-
rod hatt, das war sei
Tobakpfeif. Gewol-
ten hot'r rauszamm ge-
blosen, als wenn a gan-
zer Reizighausen brinnt. Of de Sorte gob'r net viel. „Mir
schmeckt alles!“ sah'r. „Bluß ne bähmischen fa iech net raachn,
dar is mer ze teier!“

Wie nun mei Halm asu allaa dosooh un sei Pfeif raacht,
tat siech de Tür auf, un rei schub siech a gottergar uhflaatter
Wulfs. D'rinner har kam a Maa. 's war a Band-Ma.

„Schinn guten Tog rei!“ sah't dar Fremde.

„Geld auf!“ gob dr Halm zer Antwort. 'r war geleich
racht neugierig, wos in dan Bund drinne sei könn. Nu
mußt'ersch bluß geseit e'fadeln, doß ar mit dan Fremden nei-
kam in enn Dischlur.

Ra, mei Band-Maa warf senn Peimet-Bündel vorn hie
of'n Battelmaa-Tiesch, un sehet siech ben Halm miet gemietlich
nah an Tiesch. „Mei Halm machet immer schu sachte mit ne
Biertiפל de Kahl naß.“

„Kimmste vun drunten rauf?“ fung'r ganz treiharzig jun
Band-Maa ah.

„Ja,“ sah't dar, „vun Schmiedebarg!“

„Verkaufft de epper Band?“ freget dr Halm wieder.

„Aa miet!“ gob ne dar zer Antwort. „Bei mir do kaaste
alles kriegn: Hufentrager, Bettzeig, Psenng-Bannl, Schnür-
senkeln, Zwärn, Schtrümp — grüße un klaane, wie de se nör
hobn wilst!“

„Inusse, a Paar Hufentrager könn' iech epper schu
brauchn,“ sah't dr Halm, „oder, dos muß iech dr sei geleich sogn.
Band-Maa: Reich warscht de bei dan Geschäft net!“

„Denkst de?“ maanet dr Band-Maa. „Inu, die Sach ward
siech schu machen! Ich bie fruh, wenn iech a Schtückl verkaafen
fa.“

„Bist wuhl aa arm?“ freget dr Halm neugierig.

„Inu, reich bie iech net!“ sah't dar.

„Haste aa Kinner?“

„Ein, die hob'ch — — dreie!“

„Sei se dā gruß? — Wie alt is dā 's kleinste?“

„E halb Bahr!“ sah't dr Band-Maa jun Halm. Dar sooh
ihe ganz noochdenklich of senn Stuhl. Ihe nahm ar ne Tobak-
beutel aus senn Schärzenlagen raus. „Do, Kamerad, stopp
amol ei!“ „s tut mer lad!“ sah't dar Fremde. „Iech fa' net
raachn!“ „Wos?“ freget
dr Halm d'r'schreden. „Du
faast net raachn?“ „Maa!“
sah't dar Band-Maa
wieder.

„Harrichte, do dauerichte
miech sei!“
„Half dr Gott!“ gob
ne dr Band-Maa zerid.
„War fa dervür?“

Dr Halm wur net far-
tig mit Bunnern. 'r hatt
doch schu Verschiedenes ge-
hört in dar Walt — aa
foot verwärtes Zeig —
ober doß aaner in dann
Alter noch net raachn fa,
dos kunntr bal net gelabn.
„Inu, ober asu wos!“
sah't'r immer wieder.

Ueber dan Dischlur

war aa dr Schänkwart, dr
Gothhülz, zu dr Tür rei-
komme.

„Harrichte, mei Gott-
hülz,“ fung dr Halm geleich wieder ah, „ihe tu mir nör dann
aanzigen Gefalln un gud' dir amol do dan Maa ah.“

„Inusse, aans üm's annere,“ maanit dar, „ihe will iech ne
när arsch a Hand gabn. — Geld auf, Band-Maa!“

„Schinn guten Tog!“ sah't dar.

„Gud' dir ne sei richtig ah!“ trieb dr Halm vun frischen.

„Ru ahlah' tu iech ne schie,“ kam dr Wärt mit dr Ei-
wending, „ober awos Uhrachts war iech net gewahr!“

„Inusse, du mußt doch gar kaa Maa hobn!“

„Maanst de epper ne Bart? Dar is e bißl schimmlich —
oder fürn Band-Maa is dar gut foot!“

„Iech dent's aa!“ sah't dr Band-Maa.

„Ra, do will iech dersch nör sogn!“ playet ihe mei Schicht-
buck-Halm raus: „Dar Maa, dar do ligt an Tiesch — dr Band-
Maa — dar fa net raachn!“

„Eise geestis! Es is doch aa wahr!“ rief dr Wärt in lauter
Bunner. „Oder asu wos! — — Kaast dā du schu immer net
raachn?“ „Inusse, wie iech klaa war, do konnt' iechs noch nei.
Oder, wie iech nachert rauskomme bie aus dr Schul — do hot's
sei nimmer lang gedauert!“ Dr Halm sooh an Tiesch dra wie
ohgeleimt. Dar Maa war ne a Wanner. „Inusse, du narr-
scher Karri du: Worüm raachst dā du ihe net?“

Dr Band-Maa schub ne Kup of dr Seit, wie ene ausgeris-
sene Zieg. „Ja, mei gut's Kind,“ sah't'r un zug de leere Rod-
sch aus ananner, „iech tāt schu garn raachn, ober — — iech
hab mei Tobakpfeif drham gelassen!“

Ra, do war mei Halm endlich vun senn Harzdrücken drösi.

Bernh. Brückner, Leipzig.



Heinzelmännchen bei der Weihnachtsarbeit.

Vom Scheibener Mothsgungl

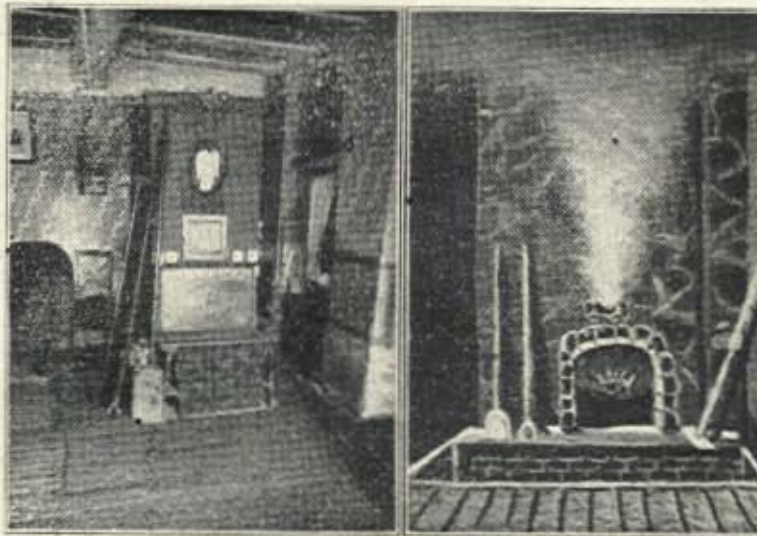
Von Rudolf Reger, Scheibenberg.

1932 ließ zum ersten Male die große Scheibener Adventsfeier das gesamte Obererzgebirge und viele in deutschen Gauen und fernen Ländern fern der Heimat wohnende Erzgebirgler aufhorchen! Auf den reichgeschmückten Tafeln des Festraumes marschierten im Glanze der fünf Adventskränze zahllose lichttragende Bergmänner und Engel auf. Wertwürdige Schlichte, nackte, an die Bornkindfiguren erinnernde Knäblein — schwarzhaarig, mit goldner Schärpe um die Lenden, grüne Tüllen tragend und auf grünem Sockel stehend — wetteiferten mit im Reiche der Glanzbringer. Auf einem Tischlein der herrlichen Bühnenbühnenstube stand gleichfalls ein solches Lichtknäblein und erweckte die Aufmerksamkeit des uns allen bekannten Leipziger Rundfunkbeauftragten Josef Krahé. Viele der damaligen Hörer werden sich noch an das köstliche Zwiegespräch über Weihnachtsberge, Pyramide u. Weihnachtsfiguren zwischen ihm und dem erzgebirgischen Anfänger erinnern. In seinem Verlauf wurde dem „unechten Josef“ auf seine Frage nach Name und Herkunft dieses seltsamen Knäbleins die Antwort: „Das sei Scheibener Mothsgungl, Weihnachtsfigur'n, die's nár bei uns hier in Scheibenberg gibt und die nár bei uns hier hergestellt wór'n!“ Von Dir, lieber Leser, kann ich annehmen, daß Du weitere Einzelheiten über die Herkunft dieser gefälligen und freundlichen Weihnachtsfigur freudig begrüßt, und so fordere ich Dich auf, mit mir in Gedanken vom Scheibener „Feldschlößchen“ aus die Staatsstraße zu überqueren und die gegenüberliegende sogenannte „Mothshalle“ (Moths-Halde), einen vielbegehrten Skiläufer- u. Schlittschuh-Tummelplatz, hinaufzusteigen. Auf ihrem

Rücken träumt ein schlichtes Häuslein des Scheibener Kalkbrenners Karl Mothes von vergangenen Silberbergbau-Blütezeiten. Urkunden des Bergamtes Annaberg von 1843 und des königlichen Gerichtsamtes Scheibenberg aus dem Jahre 1859 nennen es: Zechenhaus „Unserer Lieben Frauen Empfangnis“. Sie weisen auf das dabei befindliche Wasser hin, welches in dem Abfalle des zum Lorenzer Huthause verliehenen Stollenwassers besteht und fordern von dem jeweiligen Besitzer, „den auf der Grube „Beständige Einigkeit Grube“ anfahren den Bergarbeitern zu gestatten, daß sie in der Wohnstube sothanen Hauses sich versammeln und ihr Gebet verrichten dürfen, ingleichen die im gedachten Zechenhaus rechts beim Eingange befindliche Kammer zur Aufbewahrung des erwähnten Grube zugehörigen Gerätes und Inventarii einzuräumen, sowie das Huthaus selbst und das dabei befindliche Wasser, insofern sich selbiges nicht wieder verloren hat, wenn es zum Bergbau wieder verlangt werden sollte, ohnweigerlich und zwar ersteres gegen billigmäßige Entschädigung, letzteres hingegen unentgeltlich dazu wieder abzutreten.“ In diesem, „ihm laut Erblichkeitschein vom 7. Juni 1843 erb- und eigentümlich zustehenden“ Zechenhaus lebte vor nahezu 100 Jahren der Großvater des jetzigen Besitzers, Schuhmachergeselle Friedrich Gott-



Das Mothes-Häuslein in Scheibenberg.



Der letzte Gabelofen in Scheibenberg.



Das Scheibener „Mothsgungl“.
(Lichttragende Knabengestalt.)

lieb Mothes, ein schlichtes Dasein. Sicher gab ihm ein ehrfames Schuhmacherhandwerk nicht genug zum täglichen Brot, so daß er als Former Arbeit in der sogenannten „Kunzfabrik“ suchte. Sie befand sich neben der Hoyer'schen Darmsaitenfabrik auf dem Grundstück des heutigen kleinen Richard-Otto-Gutes und erzeugte neben anderen Dingen allerhand Gegenstände aus Papiermaché (einer Masse von Papierabfällen und Kreide, Mehl und Leimwasser): Rehe, Hirsche, Schafe, Hirten und sonstige Figuren für Christgeburt, Weihnachtsberge und Pyramiden. Eine Besonderheit der Erzeugung bildeten die heute „Mothsgungl“ genannten lichttragenden Knabengestalten. Sie wurden in drei Größen zunächst in Holz geschnitten und in einem Umbauegestell mit Gips umgossen. So entstand die zweiteilige Gußform (Boden und Deckel mit ineinanderverpassenden Fugen

u. Zapfen) für Körper u. Beine u. eine besondere Form für die dann anzubringenden Arme. Für die großen Figuren wurde eine Rahmenform mit zwei Kerneinslagen (Obertkörper und Beine getrennt) geschaffen. In diese hergestellten Formen drückte man die kneitbare Masse ein u. brachte sie zum Trocknen, um sie dann abzurufen und zu bemalen. Unbekannter Umstände wegen wurde die besagte Kunzfabrik aufgegeben. Großvater Mothes aber — Vater von 2 Jungen und 5 Mädchen — betrieb im eigenen kleinen Geschäft die Herstellung und den Vertrieb aller dieser Figuren weiter und unterhielt in späteren Jahren eine ständige kleine Ausstellung in dem bisher als Bettstube der Bergleute, später als Beiraum einer Herrnhuter Gemeinde gebrauchten u. durch einen Gabelofen (wie ihn unser Bild zeigt) geheizten Räume zu linker Hand des Eingangs. Zur Adventszeit aber war Hochbetrieb bei Groß-

vater Mothes, galt es doch, eine reichhaltige Auswahl zu schaffen; denn alljährlich fuhr er nun mit seinem Schiebboot — 2 bis 3 Kisten aufgeladen — in 9stündiger Fahrt zum Rißmarkt nach Chemnitz, wo er in einem eigenen Stand seine erzgebirgischen Krippenfiguren an die glücklichen Käufer brachte u. so als einer der Bahnbrecher für den Vertrieb erzgebirg. Spielwaren u. die Verbreitung erzgebirg. Volkstums wirkte. Nach seinem Tode betrieb sein 2. Sohn, der Posamentiermeister, Karl Mothes nebenbei in beschränktem Maße das Handwerk seines Vaters mit der Herstellung von Mothsgungln u. wurde von seinem Sohne Karl Mothes, der heute eben im kleinen Motheshäusl auf der Mothshalde als Arbeitsinvalid lebt, abgelöst. Bißbegierige haben immer wieder versucht, die als kleines Geschäftsgeheimnis bewahrte Zusammenfassung der Papiermachemasse auszufundschaffen. Sie gaben dabei Anlaß zu mancherlei Heiterkeit, wie ein früherer Arbeitskamerad des jetzigen Huthausbesizers, der zunächst durch Abfragen das Geheimnis der Masse zu enthüllen suchte und, da dies ohne Erfolge war, sein Mothsgungl abends in einen Eimer mit Wasser setzte, aus dem er am Morgen nur noch eine Suppe aller mäßigsten Bestandteile herauszuschütten brauchte. — Wir Scheibener aber freuen uns, neben unseren „Rundfunkadventsfeiern“ und Bergfesten mit unserem „Mothsgungl“ einen weiteren, aus unserem Boden herausgewachsenen u. in allen Schichten unserer Wohnerschaft auch seelisch verwurzelten Beitrag zum reichen erzgebirg. Volkstum geleistet zu haben.